

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 46 (1941-1942)
Heft: 1

Artikel: Zusammenarbeit [Teil 1]
Autor: Müller, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-314283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zusammenarbeit Anregungen von *Elisabeth Müller, Hünibach*

Ein junger Lehrer vom Lande hat sich kürzlich bei mir eingefunden, um sich auszusprechen über eine Reihe von Abenden, die er im Laufe des kommenden Winters mit den Eltern seiner Schüler zuzubringen gedenkt. Ein paar Tage später kommt der Brief einer jungen Dorflehrerin mit dem gleichen Anliegen. Beiden ist die erzieherische Seite ihrer Aufgabe in der letzten Zeit besonders wichtig geworden — beide wissen, dass sie dieselbe nicht allein lösen können. Sie möchten sich zusammentun mit den Eltern ihrer Schüler; denn was nützt ihre tägliche Bemühung, was nützt alle erzieherische Kleinarbeit, wenn man sich darin nicht unterstützt fühlt von der Seite her, die den grössten und folgenschwersten Einfluss auf die Seele des Kindes ausübt? — Es ist ja eine alte Sache, dass die Zusammenarbeit wichtig ist und dass die Schule die Anregung dazu geben muss. Fast darf man nicht darüber schreiben, weil eben die Sache längst abgedroschen ist — ach, man mute einem doch nicht solche Lektüre zu! Aber sehen Sie, wir essen ja auch alle Tage Brot! Dass gerade die Jungen unter uns solch wackere Anläufe nehmen, hat mich gefreut und mir die Feder in die Hand gedrückt.

Schon bald stehen wir wieder vor der Winterschule, und wir haben es ja oft genug erfahren: wenn wir da mitten drin stecken, fühlen wir uns auf der Stelle ummauert von Arbeit, gar bald können wir nicht mehr über die Mauer sehen und sind zufrieden, wenn die Arbeit, die jeder Schultag bringt, bewältigt werden kann. Darum ist es wohl gut, wenn wir schon jetzt darüber nachdenken, ob wir nicht etwas Derartiges auf das Winterprogramm nehmen könnten. Wäre es nicht ebenso wichtig als das Aufstellen von Spezialplänen, von denen gegenwärtig bei uns soviel Aufhebens gemacht wird? Sich einmal fest vornehmen, einen oder gar ein paar solche Abende durchzuführen, sich besinnen, wann es am geeignetsten wäre, womit die Abende ausgefüllt werden sollten, sich vielleicht ein kleines Plänlein dazu aufstellen?

Ich höre die Worte: « Ja, aber . . . » Da ist es wohl gut, sich vorerst einmal Rechenschaft abzulegen, warum man denn so restlos überzeugt ist von der Notwendigkeit einer Sache und sie dennoch nicht an die Hand nimmt.

Natürlich ist es vor allem das « Schlittelnlassen ». Es ist eben eine Sache der Freiwilligkeit, und da ist es immer soviel schwerer, sich dazu aufzuraffen. Man hat ja sonst so alle Hände voll zu tun, man tut ja auch ohne das seine volle Pflicht! Die Wochen fahren an einem vorbei, es wird Frühling — und man hat's eben unterlassen. Ein anderer oft gehörter Verhinderungsgrund ist der Mangel an Selbstvertrauen. Man will das nicht können! « Ich kann nicht öffentlich reden, ich eigne mich besser zur vertraulichen Aussprache von Mensch zu Mensch, das nützt auch viel mehr! » So höre ich sagen. Ja freilich, da wo dieser Ausspruch die Frucht eines ernsthaften In-sich-Gehens ist, da wo dann diese traulichen Aussprachen von Mensch zu Mensch wirklich stattfinden, kann man diesen Einwand gelten lassen. Dagegen sei hier eine Stelle aus einem Brief einer ängstlichen Kollegin angeführt: « Wie froh bin ich jetzt, meine Scheu und meinen Mangel an Selbstvertrauen überwunden zu haben! Das Unbehagen dauerte nur kurze Zeit, und nach und nach fühlte ich mich so wohl unter meinen Müttern, als ob ich schon immer da gesessen und mit ihnen gesprochen hätte. Es war ein herrlicher Abend, von dem ich selber den grössten Ge-

winn davontrug! » — Solches macht Freude, und wir müssen daran denken, wieviel Schönes und Wohltuendes und Nützlichendes eigentlich unterbleibt, wenn man den Sprung ins Wasser nicht wagt. Ist es nicht so, dass oft ein unbeholfenes Reden, aus dem man die Selbstüberwindung heraus hört, dem man nachfühlt, wieviel es gekostet haben mag, den tiefsten Eindruck hinterlässt und am sympathischsten berührt? Braucht es denn da grosse Rednergaben, ein besonderes Darstellungstalent? Es ist wohl meistens nicht das Können, das man sich nicht zutraut. Es sind vielmehr andere Befürchtungen da. Wir stehen vor einem Wagnis. Wir müssen «heraustreten», setzen uns der Kritik aus, der öffentlichen Meinung. Man könnte uns leicht missverstehen, falsch beurteilen. Am wohlsten ist es ja immer den meisten Menschen, wenn sie eine Deckung haben, wenn sie unter dem Dach stehen, wenn es regnet! Vom Augenblick an, wo wir so etwas unternehmen wie einen Elternabend, haben wir es mit einem gewissen Risiko zu tun. Vielleicht ist es uns nachher weniger wohl als vorher! Vielleicht schaden wir uns, wir müssen eine Verantwortung übernehmen, das ist's, was den Entschluss schwer macht. Um ihn gleichwohl zu fassen, braucht es Kraft, und nur eines kann uns diese Kraft geben: die innere Nötigung. Diese innere Nötigung aber ist die Frucht des Nachdenkens und der Hingabe an unsern Beruf. Es braucht ein bestimmtes Erleben, das nicht an der Oberfläche haften bleibt, das weiter hineindringt in unser Denken und Fühlen und uns dort Unruhe schafft. Welcher Gestalt ist solches Erleben?

Emmeli kommt sehr oft zu spät in die Schule. Verängstigt, eingeschüchtert, unglücklich geht es an seinen Platz, versucht sich einzuleben, sich einzugliedern und mitzumachen, aber immer wieder blicken seine Augen verwirrt ins Leere; ein kleines Bild der Zerstörung, des Verlorenseins. Was fehlt der armen Kleinen? Sie kommt aus einer morgendlichen Hetzjagd heraus zur Schule. Die Mutter steht nicht auf. Nichts ist bereit. Alles, was man haben sollte, ist verloren, das Frühstück wird kaum berührt, es fliegen in der Aufregung hastige und hässliche Worte herum. — Endlich ist die Kleine auf der Strasse, rennt, keucht. Und da sitzt sie nun. Die Mutter sieht sie nicht mehr und hat keine Ahnung davon, was alles in dem kleinen Geschöpf zerstört und zerrissen worden ist und wieviel es braucht, bis das wieder geflickt und beieinander ist. Emmeli kann nicht leisten, was es soll, bleibt zurück; man sieht die Folgen schliesslich im Zeugnis. Dann ist es gerade dieselbe Mutter, die solches dem Kinde furchtbar übelnimmt und es mit Drohungen und Strafen überschüttet. Ein derartiges Erleben belastet und türmt sich zu allem andern hoch auf in unserer Seele.

Da ist der dicke Miggel, das Urbild des Materialisten; er umschliesst alles mit seinen festen Händen, rafft zusammen, was in seinem Bereiche liegt, leiht nichts aus, verschenkt nichts, darin eifrig der Mutter Weisung gehorchend, er solle nur ja nichts von seinen Sachen den andern in die Hand geben, und wenn ihm einer zu nahe komme, solle er ihn nur tüchtig hauen. Man hat es schwer, diesem Miggel eine andere Lebensanschauung beizubringen und rüttelt nur unbeholfen an dem Gitter, hinter welchem er mit der Majestät eines Löwen sitzt und sich das Futter vorlegen lässt.

Lydia aber stolziert selbstbewusst auf dem Schulplatz herum. Sie schüttelt ihr über und über mit künstlichen Haarrollen besetztes Haupt

und erklärt einem Kreis von Anbeterinnen, Schürzentragen sei nur etwas für die ganz armen Mädchen, und Schuhe, durch deren zerschlitztes Leder nicht die Zehen hervorguckten, seien ganz und gar nicht mehr Mode. Im selben Augenblick stürzt ihre Mutter in das Schulzimmer: « Um Gottes Willen, wo ist unser Lydiali! » Ich meine, es habe ein Unglück gegeben und schaue der aufgeregten Frau bestürzt ins Angesicht. « Lydiali hat ja ihren Znüni vergessen, wo ist sie, sagen Sie, wo ist sie? » Dabei schwingt die Mutter eine Tüte voll Studentenfutter in der Luft herum und legt ein eingewickelttes Stück Brot auf mein Pult — die Fettflecken der Butter, mit der die Frau jetzt noch das Znünibrot bestreicht, bilden grosse Ringe auf dem Einwickelpapier. Man weiss wirklich nicht, welches Kind einem mehr leid tun soll, die arme, aufgetakelte und verbutterbrotete Lydia oder der gute Ernstel, der dort hinten im Schulzimmer sitzt und mit dem Aermel sein Gesicht abputzt, auf dem Tränen und das, was aus der Nase fliesst, um die Herrschaft auf dem Schlachtfelde kämpfen. Immer und immer wieder hat er keine Aufgaben gemacht. Man sprengt ihn daheim den ganzen Tag von einer Arbeit zur andern. Man erspart durch ihn ein Knechtlein, und niemand hat das geringste Verständnis dafür, dass er ja noch ein Schüler ist und schliesslich als solcher auch gewisse Pflichten zu erfüllen hat.

Nun kommen alle Kinder wieder herein. Man betrachtet sie so, bis sich der Tumult wieder gelegt hat, und der Gedanke fährt einem durch den Kopf, wie doch jedes Kind ein eigenes Schicksal verkörpert, und wie unsere Schulstube ein ganz kleiner Ausschnitt des Ganzen ist, ein kleines Stück Heimat, ein kleines Stück Volk, unser Volk! Und voraus eilen die Gedanken, wir sehen unsere Kinder draussen im werktätigen Leben als Männer und Frauen, als Väter und Mütter — und, weiss Gott — ist es nur Freude, die wir dabei empfinden? Hoffnungsvolle Freude? Ist nicht auch Wehmut dabei? — Emmeli — als Frau, als Mutter, vielleicht verängstigt, abgehetzt, nie recht imstande, sich so ganz zu freuen und andere glücklich zu machen. — Miggel — als Mann, Machthaber in seinem Dorfe. Er schreitet einher und hat kein Gefühl für alle, die unter ihm leiden müssen. Lydia fährt mit dem modernsten Kinderwagen mit gummibereiften Rädern elegant auf dem Trottoir — weiss Gott, ob ihr kleines Kindlein schon eine Rolle auf dem Kopfe trägt, vielleicht hat es schon rot gefärbte Fingernägelchen, oder was bis dahin Mode sein wird. Aber das ist nicht das Schlimmste. — Sie kann nicht denken. Sie ist verlorengegangen für die Allgemeinheit, sie fährt und fährt und nimmt sich wichtig und weiss nicht, dass sie neben allem vorbeifährt, was wesentlich ist, und was das Leben wertvoll macht. — Ernst aber schuftet irgendwo ... Mit verkniffenem Gesicht. Verbittert. Er will es denen schon einmal zeigen, denen ...

Ei — wo sind wir hingekommen mit unsern Träumen! Da sind ja die Kinder! Gottlob — es sind ja noch Kinder! Und wir wollen nicht Schicksal spielen. — Wieviel kann anders werden, sich zum Guten wenden, trotz allem menschlichen Fehlen! Aber es ist doch etwas in uns geblieben, das rüttelt und schüttelt. « Du musst helfen, du musst dein Bestes geben! » Und da gehört es wohl auch dazu, dass du die Mütter mit einbeziehst, sie miterleben lässtest, was dich bewegt, ihnen sagst, was dich bemüht, worauf du hoffst, woran du glaubst. Dein Entschluss ist gefasst, und es schwingt etwas mit, das man fast nicht laut sagen darf, etwas, das mit dem Bibelwort zusammenhängt: « Die Liebe drängt uns also. » (Fortsetzung folgt.)